

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 100 (1974)

Heft: 44

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

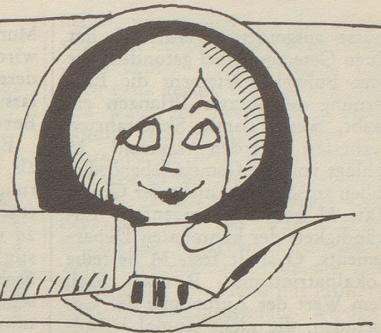
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau



Denkmalpflege und andere Gepflogenheiten

Wahrscheinlich kennen Sie es: ein sehr hübsches Städtchen, umgeben von mittelalterlichen Ringmauern, mit einem schönen Rathaus und prächtigen Stadttor, mit einem trutzigen Schloss, in dem der Regierungsstatthalter und die Strafgefangenen sitzen; ein Städtchen, das sein Antlitz nach Westen wendet und über die lieblichen Seen hinüberblickt in die jenseitigen Reböder und -hügel und weiter noch bis zu den sanften blauen Juraketten. Hochberühmt dieses Städtchen in der Schweizergeschichte und als Geburtsort Jermias Gotthelfs. Sie werden mir bestimmen: erhaltenswert, sehr erhaltenswert und auch restaurationswürdig das Städtchen Murten im Kanton Freiburg (Seebzirk). So jedenfalls dachte auch die Kommission, welche Murten zum Musterstädtchen für 1975, das Jahr des eidgenössischen Denkmalschutzes, erkoren hat und ihm schöne Summen zufließen lässt. Sogar der Erlös aus den Schoggitalern 1973 war für Murten bestimmt. Selbstverständlich sind die Murtener sehr glücklich über diese Zuwendungen. Im Jahre 1976 werden nämlich 500 Jahre seit der Schlacht bei Murten vergangen sein, und bis zu diesem grossen Jubiläum will die Stadt ein ihrer Geschichte und Tradition würdiges Aussehen erlangen oder wiedererlangen, ohne dass sie dadurch zum Museumsstück werden soll.

Einige Arbeiten sind im Gange oder bereits fertiggestellt. So hat man z. B. den hässlichen Strassenbelag in der Hauptgasse weggerissen und durch ein Kopfsteinpflaster ersetzt, wie es ehemals war. Das Pflaster ist zwar sehr teuer, aber stilgerecht. Merkwürdig nur, dass kurze Zeit später in einer Strasse, die ebenfalls zur Altstadt gehört und die sich in angenehmen Krümmungen zwischen den Stadthäusern mit ihren alten Weinkellern und den Häusern am See mit ihren Gärten durchzieht, das alte Kopfsteinpflaster weggerissen und durch einen hässlichen Asphaltbelag ersetzt wurde ... Doch diese Strasse ist als Kantonalstrasse registriert und wohl deshalb nicht in die Restaurierungsarbeiten einbezogen worden.

Im Gegenteil, sie solle weiter ausgebaut werden durch den Kanton, und die Gemeinde müsse die Kosten für ein Trottoir übernehmen, das bis jetzt fehlt. Die Anwohner sehen diesem Ausbau mit Beunruhigung entgegen, wird er ihnen doch noch mehr Verkehr, Lärm und Gestank bringen als die bereits «verbesserte» Strasse; einige von ihnen müssten auch ein Stück Land hergeben zum Bau des Trottoirs, so dass die neue Strasse z. T. bis an die Häuserfassaden heranreichen würde. Sie können aber nur Einsprache erheben gegen die Erstellung des Trottoirs bei der Gemeinde, der Kredit zum Ausbau der Strasse wurde bereits 1972 vom Grossen Rat des Kantons beschlossen. Ist es aber überhaupt noch zu verantworten, heute eine verkehrsreiche Strasse ohne Trottoir zu bauen? Wie der beigezogene Anwalt erklärte, sei eine Geschwindigkeitsbegrenzung auf 40 Stundenkilometer von Gesetzes wegen nicht zu erreichen, obgleich die alten Häuser nachgewiesenermassen,

durch die Erschütterungen des Strassenverkehrs bedingt, bereits Risse aufweisen. Auch sei in den Protokollen von einer Zunahme des Autoverkehrs, verursacht durch den Ausbau der Strasse, nirgends die Rede ...

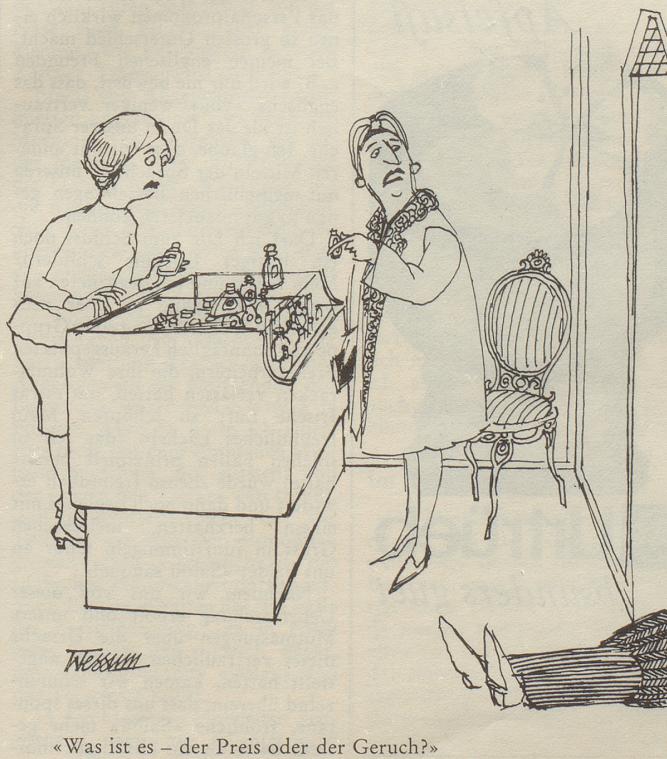
Ich nehme an, es ist heute jedem Menschen klar, dass der Verkehr zunimmt, wenn eine Strasse ausgebaut wird, ohne dass dies noch in amtlichen Protokollen festgehalten werden muss. Ist es aber nicht widersinnig, dass einerseits vom Bund Millionen ausgegeben werden zur Erhaltung eines alten Stadtbildes und dass andererseits ein Kanton seinerseits Millionen ausgeben will, - um dieses Stadtbild wieder zu zerstören? Welche Befugnisse hat hier die eidgenössische Kommission für Denkmalschutz? Oder wird sie davon gar keine Kenntnis erhalten, da ja, wie der Advokat zynisch bemerkte, im Jahre 1976 der grosse Festumzug durch die Hauptgasse mit dem Kopfsteinpflaster und nicht durch die ausgebauten Kantonsstrasse führen wird? Nina

Eierschwämme und Alpenrosen im Bündner Grossen Rat

Bereits 1966 und 1971 wurden mit Interpellationen kantonale Vorschriften zum Schutz der Pilze in den Bündner Wäldern verlangt. Einige Bündner Gemeinden erlebten in der Folge einschränkende Bestimmungen für das Sammeln von Pilzen. Nachdem aber die Pilzsammler sich trotzdem vermehrten, mit Cars und Bussen in die pilzreichen Wälder angefahren kamen, aus denen sie ganze Säcke voll Schwämme exportierten, nachdem besonders auch die Jäger als grosse Naturfreunde gegen die Störungen des Waldes durch die Pilzsammler protestierten, drängte sich ein gesamtkantonaler Schutz auf. Es wurde die Arbeitsgemeinschaft für den Pilzschutz gegründet, die ein neues Gesetz unterbreitete, das zugleich den Pflanzenschutz neu regelt. Und so kam es zur berühmten Pilzdebatte im Bündner Grossen Rat vom 1. Oktober 1974!

Die Vorberatungskommission war einstimmig der Meinung, mit dem neuen Gesetz werde ein wichtiger Beitrag zum Umweltschutz geleistet! Die Detailberatung wurde mit soviel Vehemenz geführt, dass wir sie in Stichworten wiedergeben (die Ratsherren sind mit grossen Buchstaben bezeichnet).

A verlangt vollen Schutz für das Edelweiss. Die drei Stück, die das Gesetz bewilligt, sind zu streichen. B hat nichts gegen diesen Schutz einzuwenden. C stellt Antrag, auch das Ein- und Ausstellen verbotener Pflanzen sei unter Strafe zu stellen. D gibt bekannt, man könne in jedem Gärtlein verbotene Blumen hegen, pflücken und sie einstellen, dafür könne man doch nicht bestraft werden. E will die Alpenrosen besser geschützt wissen. F singt auf der gleichen Tonleiter und schlägt zudem vor, bis zu einem gewissen Abstand von der Strasse sei jegliches Blumenpflücken zu verbieten. G hat ebenfalls eine Schwäche für die roten Alpenrosen und wendet sich gegen Verkauf dieser Blumen. H fordert alle Bündner auf, Alpenrosen soviel wie möglich auszureissen, denn sie seien das schlimmste Unkraut. I ermahnt den Rat, ein vernünftiges Gesetz zu verabschieden und sich nicht bei den Alpenrosen zu verirren. K stellt Antrag, alle Vorschläge über Alpenrosen seien zurückzuweisen. Dieses Unkraut



«Was ist es – der Preis oder der Geruch?»

müsste ausgerottet werden. L hat einen Gesetzesartikel gefunden, der dem Polizeidepartement die Entfernung geschützter Pflanzen erlaubt, wenn damit Skiaufahrten verbessert werden können! M schlägt vor, die Gemeindebehörden sollen entscheiden, nicht der Große Rat. N beantragt gegenteils Zuständigkeit des kantonalen Departements. O stellt fest, M betreibe Lokalpatriotismus. P fragt nach dem Wert der Autonomie der Gemeinden, die nicht einmal in solchen Kleinigkeiten entscheiden dürfen. Q gibt zu bedenken, dass unter diesen Umständen schon der Bau von Ställen bewilligungspflichtig wäre.

Man wendet sich den Eierschwämmen zu. Wer darf Pilze sammeln? Wieviele pro Person? Die Vorlage erlaubt pro Person und Tag 2 kg Eierschwämme, Steinpilze oder Morscheln. Der Mehrheitsantrag verbietet das Sammeln in Gruppen über drei Personen, ein Minderheitsantrag nimmt die Familie davon aus. R ersucht um Streichung des Wortes «Familie», da die Italiener ganze Sippschaften darunter verstehen. S findet es stossend, wenn eine Familie mit mehr als drei Personen nicht pilzeln darf! T stellt Antrag, das gewerbsmässige Pilzesuchen sei zu verbieten. U will das Quantum pro Tag und Familie auf 2 kg beschränken, außerdem soll man nicht schon vor 6 Uhr früh mit Pilzeln beginnen. V beantragt generelles Verbot des Pilzesammelns, ausgenommen wären die Einheimischen und Gäste! W will auch den Riesenschirmling schützen. X fragt, wer ihm verbieten könnte, mit seiner fünfköpfigen Familie sonntags vor 6 Uhr zu pilzeln? Y erkundigt sich über Anstellung von Hilfspilzaufsehern. Eventuell handelt es sich um eine neue Berufsgattung mit Spezialausbildung. Z beantragt, der Große Rat habe jährlich die notwendigen Kredite für den Vollzug freizugeben. Die Regierung erklärt, die Hilfspilzaufseher würden auf freiwilliger Basis arbeiten. Es wird Rückommensantrag zu den Eierschwämmen gestellt... doch inzwischen sind wir am Ende des Alphabets angelangt, zugleich war es 19.15 geworden, die Pilzschlacht war geschlagen, doch halt: mit 64:20 Stimmen wurde eine zweite Lesung beantragt. Somit wartet Graubünden noch immer auf ein Gesetz zum Schutz der Eierschwämme!

Rätisana

Nachtrag zum Duzismachen

Aus Grainau im Werdenfelser Land (Gebiet um Garmisch), das politisch zur Bundesrepublik Deutschland gehört, habe ich eine Zuschrift bekommen, die mir auch bei uns für ländliche Gegenden sehr bedenkenswert erscheint. Der Schreiber teilt mir mit, dass in seiner Heimat die Einheimischen eine Minderheit darstellen, die eine stark tirolerisch gefärbte bärlerische

Mundart spricht. Diese Tatsache wird nun von zahlreichen Zuwandern aus dem Norden zum Anlass genommen, die einheimische Bevölkerung zu duzen.

Ein solches Benehmen kann nur als ungemein arroganter Anbiederungsversuch von Menschen betrachtet werden, die sich von oben zu einem – wie sie glauben – geistig und sozial weit unter ihnen Stehenden herablassen. Mir geht schon das anbiedernde «Grüzzii» nördlicher Nachbarn auf die Nerven, wie übrigens auch das gegentliche Ihrzen von Zürchern uns Bernern gegenüber, weil wir in unserer Mundart nicht das Sie als Anredeform benutzen. Eine Zürcherin hat mir vor ein paar Jahren allerdings erklärt, daheim sage sie nur zu ihrer Putzfrau «Ihr» – hoffentlich hat sie jetzt keine mehr.

Das Duzen etwa unter einer einheimischen Dorfbevölkerung wird als Ausdruck der Zusammengehörigkeit empfunden, und plume Versuche von Fremden, in diese Gemeinschaft einzudringen, werden mit Recht zurückgewiesen. Der Emmentaler Bauer, von dem das nachfolgende Geschichtchen erzählt, hat jedenfalls meine volle Sympathie. – Ein Städter spaziert einem Feld entlang, auf dem der Bauer am Heuen ist. «So, bisch am Heue?» fragt der Städter leutselig. – «U du, bisch am Rede?» gibt der Bauer zurück.

Nina

Wollen wir Duzis machen?

(Nebi Nr. 36)

Liebe Nina, ich bin auch dafür, dass man jeden Jugendlichen, der an der Schwelle des Erwachsenenalters steht (auch im Zweifelsfall) siezen soll. Ob dies aber im Umgang mit ihnen den Mangel einer guten Kinderstube ausgleicht oder aufhebt, ist eine andere Frage. Z. B. hätte besagter Kondukteur ebenso gut sagen können: «Sagen Sie jetzt Ihrer Lehrerin, was Sie gemacht haben, Sie dummer Lümmel!» Dieser Jargon ist nämlich mehr als oft in öffentlichen Verkehrsmitteln beheimatet (eher östlich von Bern) und kann in der Sie-Anrede genau so beleidigend wirken.

Ich sehe da schwarz für den Unterricht im Umgang mit Fahrgästen, aber vielleicht würde eine solche Anregung bei der SBB schon nützen! (Beim Züri-Tram wäre sie auch angebracht.)

Auf Deine (darf ich hier Du sagen?) Frage nach Erfahrungen über das Duzis machen: Ich persönlich gehe ziemlich vorsichtig damit um, weil es etwas ist, das nicht gut rückgängig gemacht werden kann. Allerdings habe ich auch liebe Bekannte, mit denen ich ganz gerne Duzis wäre und bei welchen das Anbieten des Du an mir wäre. Aber wenn man sich nicht oft sieht, drängt es sich nicht auf und zudem weiss man nie, ob dieser Wunsch auf Gegenseitigkeit beruht. Man kann ja nicht gut fragen: «Wäre es Ihnen recht, Duzis zu machen, oder sollen wir es lieber bleiben lassen?» Das Du ist mir dort am meisten wert, wo ich es nicht huldvoll gewähren «musste», sondern «durfte».

Andererseits frage ich mich, ob das Personalpronomen wirklich einen so grossen Unterschied macht. Bei meinen englischen Freunden z. B. wird mir nie bewusst, dass das englische «you» weniger vertraulich ist als das Du in unserer Sprache. Ich glaube, dass wir mit anderen Mitteln der Sprache in unseren mit-menschlichen Beziehungen genau so gut nuancieren können.

Darf ich Dir zum Schluss noch ein lustiges Erlebnis schildern? Mein Mann und ich begegneten auf einem Spaziergang in einer neu erstellten Wohnsiedlung einer Gruppe von sonntäglich herausgeputzten Fremdarbeitern, die ihre Wohnbaracken verlassen hatten, um etwas frische Luft zu schöpfen. Mein freundliches Lächeln (das ich in solchen Fällen prinzipiell bereithalte) wurde ebenso freundlich erwidert und dann noch begleitet mit einem herzhaften, melodischen Gruss in fünfstimmigem Chor an uns beide: «Salüü sämme!»

Nachdem wir uns von dieser Überraschung erholt und unsere Mutmassungen über die Ursache dieses vertraulichen Grusses ange stellt hatten, kamen wir schmunzelnd überein, dass uns dieses spontane, fröhliche «Salüü» mehr ge freut hatte als ein allfälliges «höf-

liches» «Grüezi», das ausgesprochen den Südländern ohnehin schwerfällt.

Ida

Der Schweizer Sonderbart

Man hat es uns so oft gesagt, dass wir es wissen sollten: die Schweiz ist ein Sonderfall. Bei uns ist alles anders als anderswo, eben besonders, sonderbar, absonderlich.

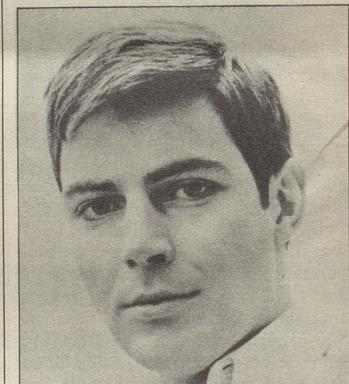
Wussten Sie z. B., dass unsere Männer sogar einen besonderen Bartwuchs haben? Wenn Sie bis jetzt naiverweise gedacht haben sollten, «Mann ist Mann» und Ihr Ruedi oder Heiri habe einen Bartwuchs wie alle andern, so lassen Sie sich jetzt von einer Schweizer Firma belehren. In einem Grossinserat mit dem Titel «Von Schweizern für Schweizer entwickelt» können Sie folgendes lesen: «Nirgends hat es ein Elektrorasierer schwerer, sich durchzusetzen, als in der Schweiz. Denn Schweizer Männer haben sowohl durch ihren starken Bartwuchs, die klimatischen Bedingungen wie auch durch ihre hohen Anforderungen spezifische Rasierprobleme.»

So exklusiv die Rasierprobleme der Schweizer auch sein mögen, ist es anderseits doch beruhigend, zu vernehmen, dass sie alle, vom un tersten Mendrisiotto bis zur Bré

Fabelhaft ist Apfelsaft



**oval Urtrüeb
bsunders guet**



Jetzt hilft
eine Hefekur mit

**VIGAR
HEFE**

bei unreinem Teint,
Bibili, Furunkulose

bei Magen- und
Darmstörungen

bei Frühjahrs- und
Herbstmüdigkeit

VIGAR-HEFE Dragées sind
geschmackfrei und angenehm einzunehmen
Originalpackung mit 200 Dragées Fr. 7.50
Kurpackung mit 500 Dragées Fr. 15.–
In Apotheken und Drogerien

vine, von der höchstgelegenen Walliser Alp bis nach Rorschach, den gleichen Bartwuchs haben. So etwas verbindet im Geiste, nicht? Und wenn nun die Fremden, die unter denselben klimatischen Bedingungen leben, auch...? Aber die stellen eben weniger hohe Anforderungen und sind überhaupt von Natur aus anders, bis in den Bartwuchs hinein.

Kein Zufall, wenn also der Elektrorasierer für Schweizer Männer «mit steiler Karriere den Schweizer Markt erobert». Seine Schneidfolie ist schliesslich echt vergoldet, und er ist selbst dem stärksten Bart gewachsen, dem stärksten schweizerischen Sonderbart.

mara

England ist immer noch recht wohnlich

Zwar werden diejenigen, die letzten Sommer Zeugen oder gar Opfer des Bombenanschlags im Londoner Tower wurden oder die man wegen Terrordrohung im Eiltempo aus der Kathedrale von Canterbury herauskomplimentierte, mir wohl kaum beipflichten. Aber wo in der Welt wäre man heute davor sicher, dass solcher Wahnsinn zufällig uns selbst trifft! Als Quintessenz eines kurzen Wiedersehens mit der Insel möchte ich also dabei bleiben: Ja, England ist immer noch recht wohnlich.

Zum Beispiel der Verkehr: Natürlich finden die Einheimischen, es könnte gar nicht schlimmer sein. Wenn man aber als kontinentales Huhn am Strassenrand steht und wegen des ungewohnten Linksverkehrs krampfhaft nach der falschen Seite blickt, so halten die Automobilisten, ohne dass der Fussgänger «bittet», geduldig vor dem Fussgängerstreifen, bis man die Gnade hat, denselben zu betreten.

Das war in einer Kleinstadt. In London schritt unsere Bekannte, eine junge Aerztin, so tollkühn in den brausenden Verkehrsstrom, dass ich mich zu der Bemerkung veranlasst sah, sie werde demnächst in ihrem Spital als Patient landen. Sie aber entgegnete: «They must stop.» Das spricht Bände, nicht wahr. Immerhin, die Probe aufs Exempel möchte ich nicht machen.

Überhaupt bin ich Fan der Untergrundbahn. Da kann einem gar nichts passieren. Falls man nicht gerade Analphabet oder der europäischen Schriftzeichen völlig unkundig ist, wird man so gut geleitet, kann so oft wieder kontrollieren, ob man auf dem rechten Weg ist, dass es fast unmöglich wird fehlzugehen. Uebrigens sind die oft Hunderte von Meter langen Rolltreppen an vielen Stationen auch den modischen langen Röcken unserer weiblichen Jugend durchaus wohlgesinnt. Nie habe ich so ein wallendes Mädchen stolpern, nie eine Rollstufe nach dem Rockzipfel schnappen sehen. Londons Untergrundbahn ist gutmütig. Zwei Weltkriege und Dutzende von Damen-



«Aber ich habe dich doch bloss nach einem anderen Wort für *Subventionen* gefragt!»

moden hat sie geduldig überstanden. Sie scheint allen Eventualitäten gewachsen.

Traditionelle Höflichkeit wird zwar nicht geübt bei den London Transports. Unwillig stellte mein wohlerzogener Gatte fest, dass fast niemand einer Dame seinen Platz anbietet. Und er selbst verursachte ein kleineres Verkehrschaos, weil er mir unbedingt den Vortritt durch die automatische Schiebetür lassen wollte. Dabei geht das Ein- und Aussteigen sonst phantastisch schnell und reibungslos, da keine Stufen zu überwinden sind. Allerdings schliessen sich die Türen manchmal vor der Nase eines Eiligen, aber eingeklemmt, wie bei unseren schönen Zürcher Trams, wird niemand.

Etwas vom Angenehmsten ist für mich in England die Sitte des Early Morning Tea. Insgesamt bin ich der Meinung, dass das Inselvolk die Unbill seiner Witterung und die Rückschläge seiner Weltpolitik ohne diesen Früh-Morgen-Tee nicht überstanden hätte. Zwar wird er in den grossen internationalen Hotels kaum noch aufs Zimmer gebracht, die Foreigners verstehen sowieso nichts davon. Auch dachte ich, der Early Morning Tea sei mehr eine Angelegenheit der besitzenden, mit Bedienung versehenen Klasse à la Forsyte. Aber da hatte ich einerseits nicht mit dem englischen Husband gerechnet, der aufsteht und der Gattin den Tee ans Bett bringt, und andererseits nicht mit der Technik, die trotz der altmodisch unpraktischen Gemütlichkeit der englischen Häuslichkeit dort sporadisch Einzug gehalten hat. Im Falle des Early Morning Tea in Form eines Gerätes das zugleich weckt, das Radioprogramm einstellt und das Teewasser kocht.

In den kleineren Hotels mit vorwiegend englischer Klientel wird

man noch immer beim Einschreiben an der Reception gefragt, wann man den Early Morning Tea wünsche oder ob es Kaffee sein solle, der übrigens seit der Einführung eines gewissen Schweizer Produktes durchaus geniessbar geworden ist. Dafür interessierte sich niemand für unsere Ausweispapiere, was ich in Anbetracht all der Terrormeldungen von geradezu grotesker Nachlässigkeit fand. Nun ist der Early Morning Tea im Hotel und auf den Schiffen Ihrer Majestät eine nie versiegende Quelle von Missverständnissen: Bestellt man Tee um acht, so erscheint das Zimmermädchen oder der Steward sicher um 06.25 mit Kaffee. Den Clou in dieser Beziehung leistete sich unser hübsches Hotel in Maidenhead an der Themse. Dort brachte man meinem Mann und mir in unser Doppelzimmer einen Early Morning Tea mit einer Tasse und einem Biskuit. Worauf mein Göttergatte «Sehr gut» kommentierte, «die müssen hier hellsichtig sein...», denn ihm ist jede Nahrungs- und Flüssigkeitsaufnahme zwischen Leintüchern ein Greuel, dem er sich nur bei 40° Fieber unterzieht. Ich aber schlürfe genüsslich meinen Tee und sinniere, wie ich wohl diesen schönen Brauch auch bei uns daheim einführen könnte.

Annette

Im Zeichen der Nostalgie

Die Nostalgiewelle hat auch mich erfasst, und das kam so: Zufällig stellte ich letztem Mittwoch das Radio an, und glaubte, meinen Ohren nicht trauen zu können, las da jemand tatsächlich «Die Goldelse» vor von der Marlitt. Ist denn das menschenmöglich, heutzutage, sagte ich mir und lauschte gebannt der sympathischen Stimme, vernahm wie der Kies knirschte unter männ-

lichem Schritt und wie das allein schon die edlen Damen zum Erröten brachte. Jetzt erinnerte ich mich ganz genau, wie das Fräulein von Walde mit der Goldelse vierhändig Klavier spielte. Gut 35 Jahre ist es her, seit ich in der 8. Klasse in der Handarbeitsschule «das Beinkleid» nähen musste. Das Beinkleid war aus währschafter Baumwolle, schneeweiss und hatte weite Hosenbeine. Es musste mit Kehrähten von Hand mit Hinterstichen zusammengenäht werden. Deutlich sehe ich die krummen gräulich-schwarzen Nähte wieder vor mir, die kein Ende nehmen wollten. Die Jumpfer Lehrerin war unausstehlich – und wir auch –, alles klebte, die Finger, die Nadel und der Faden. Kurz, es wäre nicht auszuhalten gewesen, hätten wir nicht auf dem Schoss, verdeckt durch das bauschige Beinkleid, die «Goldelse» von der Marlitt gelesen. Das Buch existierte in zwei Exemplaren, und wir rissen uns darum, stoppten die Zeit und konnten es nicht erwarten, bis die Reihe wieder an uns kam.

Schlagartig kam mir wieder alles in den Sinn. Der Herr von Hohlfeld, oder so ähnlich, der zwar von hohem Adel, in Tat und Wahrheit aber ein ganz communes Miststück ist. Er kommt nämlich unter dem Vorwand, er liebe Musik, den beiden Damen beim Klavierspiel zuhören. Er stützt die Stirn in seine Hand, damit das Fräulein von Walde glaubt, er sei in die Musik vertieft, dabei schielte er zwischen den Fingern durch unverhohlen und unverschämt – wohin? – in Goldels Kleidausschnitt, der Unhold. Aber bei dieser unverschämten Gemeinheit lässt der Schurke es nicht bewenden, nein, er steigt der Goldelse noch auf dem Heimweg nach, der die Gute und Tapfere durch ein einsames Wäldchen führt. Fortsetzung nächsten Mittwoch.

Also ich habe schon besseres Deutsch gelesen, weniger naive Geschichten und spannendere Dialoge, aber eines ist mir klar: von nun an bin ich jeweils am Mittwoch-Abend besetzt, habe etwas vor, die «Goldelse» nämlich. Ich kann mich gar nicht mehr an den Schluss erinnern. Ob der alte Herr von Walde doch noch die Goldelse um ihr schneeweissem Händchen bittet, obschon sie eine Bürgerliche ist, ob sie es ihm schmollend entzieht oder ob sie leicht aufschluchzend an seine treue Männerbrust sinkt? Ich weiss nichts mehr. Der Herr von Hohlfeld machte uns offensichtlich den grösseren Eindruck. Geblieben aber ist die Erinnerung an das Prickelnde, das Heimliche. Es war so schön verboten.

Was aber wurde wohl nur aus dem Beinkleid? Tragen hätte man es nicht können. Es schloss nämlich seitlich je mit einem Knopf und Knopfloch. Wehe, wenn ein Knopf gerissen wäre, es – das Beinkleid wäre lautlos wie eine weisse Wolke zu Boden gesunken.

Suzanne